

Gugutzli

Autor(en): **Zulliger, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **32 (1942)**

Heft 2

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633647>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

GUGUTZLI

Von HANS ZULLIGER

Die Familie Hohermuth, Hohermuth mit th, bitte — bestand nach dem Ableben der beiden Grosselternpaare, die durch ihren Tod das ohnehin nicht unbeträchtliche Vermögen des Firmeninhabers rasch verdoppelten, erstens aus dem Vater, Herrn Friedrich Hohermuth.

Er war ein mittelgross gewachsener, ziemlich korpulenter Mann in noch besten Jahren, trug das immer kurzgeschnittene Blondhaar an den Schläfen leicht ergraut und hielt den runden und stiernackigen Kopf stets leicht schräg vorgebeugt, wie jemand, der am linken Ohr schlecht hört. Ueber seinem breiten, halbmondförmigen und etwas mürrisch aussehenden Munde rollte er ein wohlgepflegtes Bürstenschmähnbärtchen wie ein Igelchen, indem er die Unterlippe gewohnheitsmässig in die obere stiess. Er gönnte sich eine reingoldene, dünnringige Uhrkette, die seinen Leib von einer Westentasche zur anderen umspannte, einen Siegelring neben dem Eherringen, und als Krawattennadel eine echte Perle. Das gab seinem Aussehen, unterstützt durch seine tadellos gebügelte graublaue Kleidung — er hatte eine Vorliebe für diese Farbe, wenn er nicht Schwarz trug — etwas durchaus Solides und Gegiegenes. Es musste so sein, denn Herr Friedrich Hohermuth machte nicht selten weite Reisen ins Ausland. Stuttgart war ihm ebenso bekannt wie Mailand, und er hatte sich im Auftreten und in seinen Gebärden das Weltmännische, Beherrschte und Verbindliche, Selbstsichere angewöhnt. Um seine Augenwinkel spielte gelegentlich ein Zug von zäher Beharrlichkeit, Schlaueit, ja sogar von einer gewissen Hinterlistigkeit, während seine, über den buschigen Augenbrauen vorgewölbte Stirn den mächtigen Eigenwillen und eine Anlage zur Heftigkeit nicht verleugnen konnte.

Wohl bemerkte, diesen Eindruck von Herrn Friedrich Hohermuth erhielt man, ohne die Phrenologie auch nur dem Worte nach zu kennen, und wenn man die Zwiespältigkeit seines Wesens, den Gegensatz von Gentleman und Bauer wahrgenommen hatte, so wusste man nicht recht, wie man sich ihm gegenüber verhalten musste: man erwartete trotz seiner formvollendeten äusseren Lebensart beständig ein Hintergangenwerden, eine heimliche Falle, oder eine Explosion seiner wahren, nicht anerzogenen Natur.

Trotzdem konnte man Herrn Friedrich Hohermuth durchaus nichts Schlimmes nachreden. Er zeigte sich nie anders als ein rechter, biederer Bürger. Es sei denn, dass man ihm übelnahm, was als Gerücht über ihn vom ganzen Städtchen gewusst und beklatscht wurde. Man munkelte nämlich, er fahre mit seinem Auto nicht immer nur auf Geschäftsreisen, wenn er es in der Richtung nach Zürich aus den Toren unserer Ringmauern lenkte und dann für drei bis fünf Tage verschollen blieb. Vielmehr lade er in Olten eine junge, schlanke und sehr hübsch gestaltete, tief verschleierte und reich und vornehm gekleidete Dame ein, mit der er ein heimliches Liebesverhältnis pflege. Allerdings war darüber besonders die Weiblichkeit unter unserer einheimischen Bevölkerung mit einer Genauigkeit unterrichtet, dass ein Schriftsteller nach Anhörung ihrer Berichte mühelos eine reizende Novelle schreiben oder ein Künstler das Bildnis der unbekannten Dame hätte malen oder modellieren können. Es machte, wenn man unsere Bürgerinnen über die delikate Angelegenheit mit rotempörten Gesichtern sprechen oder vielmehr tuscheln hörte, einem naiven Zuhörer den Anschein, dass sie nicht nur die gute Frau Hilda Hohermuth beklagten und bedauerten, sondern auch die betrübende Tatsache, dass Herr Friedrich eine Oltener Dame und nicht eine hiesige sich auserkoren hatte, denn die unseren wollen ebenso hübsch und ebenso nett sein, wie die Frauenzimmer unter dem Hauenstein, und sie jahren auch riesig gern Auto.

Die Familie Hohermuth bestand zweitens aus der eben erwähnten Frau Hilda, einer kleinen, runden, bescheidenen Person mit falschen Zöpfen und falschem Gebiss. Letzteres merkte man zwar nicht, weil sie in einem Anflug von Koketterie die beiden oberen Schneidezähne mit leuchtenden Goldplomben hatte versehen lassen, was Echtheit vortäuschte. Sie war eine untadelige Hausfrau, und man durfte einen Eid darauf schwören, dass man in ihrem Haushalte weder ein Ding am unrichtigen Orte, noch ein einziges Stäublein auf den verschiedenartigen Nippsachen fand, mit denen die Kommode und die Ziertischchen überladen waren. Ihr unbedeutendes Gesicht drückte nichts anderes als ein williges Pflichtbewusstsein aus, das von einem etwas resignierten Ernste getragen wurde und für die Alleinbesorgung des kleinen Haushaltes vollauf genügte. Sie gab hie und da — nämlich nicht zu häufig, damit man ihr keine Verschwendungssucht, und nicht zu selten, damit man ihr ebenso wenig Geiz und Absonderlichkeit hätte nachreden können — kleine Gesellschaften, zu denen nur die Allervornehmsten, die Wägsten und Besten des Städtchens Zutritt erhielten. Diese Anlässe und eine für jedes Jahr jeweiligen vierzehn Tage dauernde und in einem kleinen Landbade verbrachte Ferienzeit bedeuteten die Kulminationspunkte in ihrem Dasein.

Vom Geschäft ihres Gatten verstand sie nichts, sie interessierte sich dafür aber auch gar nicht. Die ausserehelichen Abenteuer Herrn Friedrichs, über die sie von einigen sehr intimen Freundinnen unterrichtet und ständig auf dem laufenden gehalten wurde, nahm sie ohne direkte Vorwürfe ihrem Gemahle — und auch sich gegenüber — mit einer gewissen Beängstigung einfach hin und war froh, dass ihre beiden Kinder, wie sie glaubte, nichts davon wussten.

Es waren dies zwei Töchter, der dritte und vierte Bestand der Familie Hohermuth.

Ich berichte zuerst über die ältere, Hulda, die zweiundzwanzig Jahre zählte und die leibähnliche Mutter war, wenn man von ihren jüngeren Zügen, dem echten Haarschopfe und Gebisse absah.

Damit ist sie eigentlich genügend charakterisiert. Es sei nur noch beigefügt, dass sie eine Haushaltungsschule absolviert hatte und seitdem der Familie als ausgezeichnete Köchin diene.

Auch wollte sie den Eltern treu und eine ledige Jungfrau bleiben, denn sie liebte sie sehr und um so stärker, als sie die unausgesprochene Disharmonie der beiden mit zunehmendem Alter mehr und mehr fühlte. Sie wollte sowohl den Vater als auch die Mutter durch ihre Häuslichkeit, vorzügliche Braten und andere von ihr zubereitete leckere Speisen dafür entschädigen, dass sie sich so wenig verstehen konnten oder wollten und schlecht zueinander passten.

Der Mama wollte sie beweisen, dass es für sie auf dieser Welt doch noch eine treue, ihr zugetane Seele gab, und in ihrem hausmutterhaften Angesicht malten sich Ekel und Entsetzen, wenn — auch nur scherzweise — etwa davon die Rede war, dass sie sich von einem der jungen Herren des Städtchens als Ehegespons heimführen lassen könnte.

Ihr Vater aber sollte am leibhaftigen Beispiele seiner älteren Tochter erfahren und einsehen, dass man ohne Leidenschaft auch leben und, wie Hulda bestimmt und sicher überzeugt war, gut leben könne. Sie bemühte sich auch, mit ihm gelegentlich über seinen Käshandel zu sprechen, wofür sie zwar, rund herausgesagt, einen viel zu kleinbürgerlichen Horizont hatte, um davon wirklich und nicht nur anscheinend etwas zu verstehen, was Herr Friedrich wohl merkte. Allein, sie bildete sich auf ihr Verständnis nicht wenig ein und glaubte darin gegenüber ihrer Mutter bedeutend im Vordertreffen zu sein.

Die um zwei Jahre jüngere Schwester Maria war ganz anderer Art. Schlank wie eine Gerte gewachsen, trug sie ihr reiches Blondhaar wie eine Madonna gescheitelt und hinten am Haupte in einen vollen Knoten gebunden. Um die Schläfen klingelten ihr ungezügelter, natürliche Ringellockchen und verrieten Lebenslust und Wildheit. Ihr Blick leuchtete lebhaft aus einem ovalen und sehr schön zu nennenden Antlitz.

Die dichtbewimperten Augen waren kastanienbraun und unter dunklen, kühn gebogenen Brauen geborgen. Reizend stand ihr das Näschen im frischen Gesichte, und der Mund war hübsch geschwungen, rot und schwellend, so dass er in einem jeden sich noch jung fühlenden Herrn der Schöpfung Verlangen und süsse Sehnsucht wecken musste.

Maria hatte die höhere Töchterschule besucht, ohne sich in einem bestimmten Berufe auszubilden, was besonders der Wunsch ihrer Frau Mutter gewesen wäre. Sie liebte ernsthafte Arbeit viel weniger als Tennisspiel und anderen Sport, dezente Toiletten und — vor allem aber — den Flirt, wozu sie wie geschaffen schien. Es war ihr eigentlich nur dann so recht von Herzen wohl, wenn sie einen Kranz von anbetenden Jünglingen um sich hatte, mit denen sie scherzen, lachen und lächeln, Konfekt und Eis essen, ein Likörchen geniessen, tanzen, rudern, segeln, reiten oder im Auto ausfliegen konnte.

Diese Lebensart, die sie mit einer gewissen natürlichen Klugheit und Witz verband und nicht übertrieb, machten sie zum bevorzugten Liebling des Vaters, der sie lächelnd austoben liess und oft heimlicherweise mit Taschengeld reichlich versah, wenn ihr ordentliches schon am zehnten des Monats zur Neige gegangen war und sie vor einer neuen Extravaganz stand.

Auch sie wies ernsthafte Bewerber schlankweg ab. Jedoch nicht darum, weil sie wie ihre Schwester Hulda im Plane hatte, eine alte Jungfer zu werden. Sie wollte nur, wie sie sich auszudrücken pflegte, ihre Jugend und Ungebundenheit so lange als möglich geniessen. Sie würde, sagte sie, den richtigen Augenblick sicherlich nicht verfehlen, um Hals über Kopf in den Hafen einer geruhigen und braven Ehe zu steuern, Kinder zu gebären und Patienten zu legen.

Und nun komme ich endlich zum fünften und letzten Gliede der Hohermuthschen Haushaltung, zu Gugutzli.

Es sei hier ohne Umschweife kurz und bündig erklärt, dass Gugutzli nicht etwa ein geborgter mexikanischer Hausgott, Frau Hildas Kätzchen, Fräulein Huldas Schosshündchen oder Marias Reitpferd bedeutet.

Nein, für derlei Tiere war in Frau Hilda Hohermuths Wohnung weder Vorliebe, noch genugsam Platz.

Gugutzli war der Papagei!

Ich verstehe leider so beschämend wenig von Ornithologie im allgemeinen und von Papageien im besonderen, dass es mir nicht vergönnt ist, zu sagen, ob Gugutzli ein Wellensittich oder ein anderer war, vom lateinischen Gattungsnamen gar nicht zu reden. Ich stelle nur die Tatsache fest, dass er ein mittelgrosser Vogel mit grünen und roten, prächtigen Federn war, klugem, verständnisvollem Blicke, und dass er ein ausserordentliches, ja fabelhaftes Talent hatte, auch nur ein einziges Mal Gehörtes mit einer un-menschlich menschlichen Stimme nachzusprechen.

Er besass einen Käfig, in dem er frei, und einen hölzernen Ständer, auf dem er mit einer Kette am Fusse angebunden herumturnen und klettern durfte.

Ernährt wurde er, soviel mir bekannt ist, in der Hauptsache mit Sonnenblumenkernen. Er verschmähte es aber auch nicht, von all den guten Gerichten und Bäckereien zu naschen, die Hulda hervorbrachte, und gelegentlich einen Kopf grünen, saftigen Salates zu verzehren.

Ueber das Alter des Tierchens kann ich auch nicht einwandfrei und zuverlässig berichten, wie etwa über dasjenige eines Pferdes, dem man zu diesem Zwecke bekanntlicher-

weise nur ins Maul zu schauen braucht. Der Vater Hohermuth hatte Gugutzli vor Jahren anlässlich einer Vogelaussstellung in Aarau mit einem glücklich gezogenen Tombolalos als dritten Preis gewonnen. Mehr kann ich nicht sagen.

Gugutz, der von Frau Hilda und Fräulein Hulda zuerst als ein zweifelhaftes Geschenk betrachtet und bemisstraut wurde, weil sie lieber eine fette Gans oder ein Paar leckere Täubchen hätten anlangen sehen, gewann durch sein artiges und gescheites Gebaren bald die Herzen aller. Er erwies sich auch als das viel reinlichere Tierchen, als die beiden Damen zuerst vermutet und befürchtet hatten, und er roch auch bedeutend weniger, besonders wenn man ihn an sonnigen Tagen einige Stunden auf dem Balkon an die Luft stellen konnte.

Fräulein Hulda hatte ihn bald sehr lieb, sehr!

Und das kam so: An einem Mittage reichte sie zum Nachtisch und schwarzen Kaffee eigenhändig und nach ureigener Erfindung zubereitete Aenisküchlein. Voller Spannung harrete sie auf ein lobendes Wort aus dem Munde des Vaters, und als dieser das Gebäck schweigend verzehrte und ihr die Geduld ausging, fragte sie:

„Sind sie nicht gut, die Gutzli?“

Da rief der Papagei aus Leibeskräften: „Gutgututzli! Gutgututzli!“ reckte verlangend und in weitem Bogen seinen Hals und schletzte mit den weissen Augendeckeln wie eine Dame, der gegenüber man eine Unartigkeit begangen hätte.

Die Familie — was selten vorkam — lachte wie aus einem Halse.

Man nahm erst jetzt wahr, wie es den Vogel nach einem der knusprigen Krümlein gelüstete. Und man reichte ihm eines.

Er verschlang es im Handumdrehen und verlangte nach mehr.

„Gugutzli!“

Man gab ihm noch mehr und noch mehr, bis ihn die volle Kropf beinahe so entstellte, dass man ihn nur noch mit Mühe als Herrn Friedrich Hohermuths Papagei erkannte, was doch immerhin etwas heissen will.

Aber er schien unersättlich zu sein.

„Gugutzli!“ befahl er.

„Dem mundet's, scheint's!“ meinte Fräulein Maria.

Und die Mutter fügte mit einem lobenden Auge auf ihn kochkundige Tochter und einem strafenden auf den nun wieder zeitungslisenden Vater bissig bei: „Dass er so ein packt, das ist die schönste Anerkennung für deine Backkunst, liebe Hulda!“

So lange noch ein Krümchen auf dem Teller war, schrie der Vogel: „Gugutzli“, bog den Hals und zückte den bekrallten Fuss. Er hatte für nichts anderes mehr Interesse.

Sagte man ihm: „Hansi, wo bist du?“ (er hiess nämlich bis zu dem Tage Hansi), so wandte er kein Auge vom Gebäckeller ab und rief: „Gugutz, Gugutzli!“

Befahl man ihm: „Sage schön ‚Mahlzeit!‘“, Hansi antwortete er „Gugutzli!“ und erweckte bei den Frauen des Hauses ein neues Gelächter.

Als ein junger Herr erschien, um Fräulein Maria zum Golf abzuholen, und er aus Artigkeit auch etwas zu dem Papagei sprach, hackte dieser erzürnt mit dem Schnabel nach dem Störenfried seiner Gedankenversenkung und schrie: „Gugutzli!“

Und als Fräulein Maria die langrohrigen Handschuhe über ihre zarten Hände und sehnigen Arme gestreift, mit ihrem Freunde von den Ihren sich verabschiedet hatte und zum Papagei sagte: „Auf Wiedersehen, Hansi!“ da rief wehmütig: „Gugutz, Gugutzli!“

„So leb denn wohl, Gugutzli!“ lachte Fräulein Maria und — nebenbei bemerkt — von diesem Zeitpunkte an hieß der Vogel nicht mehr Hansi, sondern Gugutzli.

Dieser Vorfall aber hatte das Herz der gütigen Küchenfee Hulda dermassen gerührt, dass sie den Papageien liebte wie ein Kind, beziehungsweise wie sie einst ihre Puppe geliebt hatte.

(Schluss folgt)